



Band 7. Deutschland unter der Herrschaft des Nationalsozialismus 1933-1945
Frau Marion Beymes Erinnerungen an Marburg und Berlin während der NS-Zeit (Rückblick,
Anfang der 90er Jahre)

Die Frage nach der gesellschaftlichen Basis des NS-Regimes, insbesondere was die Ausführung der radikalsten Elemente seiner Sozial- und Rassenpolitik angeht, beschäftigt Historiker seit geraumer Zeit. Der folgende Rückblick einer Zeitzeugin, die das Dritte Reich als junge Frau erlebte, geht teilweise auf diese Problematik ein. Dabei vermittelt sie ihre persönlichen Erfahrungen mit verschiedenen Formen von Anpassung, Ungehorsam und Widerstand, die im ständigen Wechselspiel mit staatlichem Zwang und Verführung standen.

»Es ist ja nicht jeder ein Held.«

Marburg ist für seine schöne Lage, die jahrhundertealte Universität und Bibliothek sowie andere kulturelle Schätze bekannt; dort lebten und arbeiteten auch die Brüder Jakob und Wilhelm Grimm. Kinder und Eltern in aller Welt wissen, daß die von ihnen gesammelten Märchen nicht nur voller Prüfungen für die Helden, sondern auch voller Grausamkeit und Gewalt sind und zumeist erst enden, wenn ein beherzter Held die weibliche Hauptfigur, das Königreich oder beides gerettet und auch gleichzeitig als Lohn erhalten hat.

Für einige Deutsche fing in den zwanziger Jahren eine andere, größere Geschichte um ein Reich gerade erst an. Die gebürtige Marburgerin Marion Beck* hatte jedenfalls das perfekte Aussehen für die Rolle der teutonischen Märchenprinzessin. Sie war groß, blond und – ihrem beeindruckenden Äußeren im Alter zwischen siebzig und achtzig nach zu urteilen – außergewöhnlich hübsch. Auch sie gehörte zu den deutschen Jugendlichen, die von der scheinbar heroischen Nazi-Bewegung angezogen wurden.

Für sie und ihre Klassenkameradinnen kam die Verlockung früh, schon um das Jahr 1928. Marion war damals etwa siebzehn. »Da bin ich mit anderen jungen Mädchen zu einem Büro hier gegangen, das nannte sich Opferring. Das war so eine Vorstufe von der Partei oder so. Das gab's hier noch nicht so richtig, die Partei. Da konnte man was opfern. Geld opfern, hinbringen. Das war schon so was Nationalsozialistisches. Und wir waren voller Begeisterung und sind da hinmarschiert. Aber das hab ich jedenfalls nur ein einziges Mal getan, daß ich hingegangen bin, und hab' – ich weiß nicht, drei Mark oder was bezahlt, daß die irgendwie Gutes damit tun konnten.«

* Alle Namen hier sind geändert.

Wäre diese Geste im Elternhaus auf Ermunterung oder Gleichgültigkeit gestoßen, hätte Marions Entwicklung vielleicht einen anderen Verlauf genommen. Doch als sie von der Spende hörte, »hat meine Mutter, die sehr politisch dachte und sehr wachsam war, mich aufgeklärt. Sie hat gesagt, was für Gefahren kommen, wie entsetzlich sie das alles findet, und sie hat schon geahnt, daß es Krieg geben könnte. Meine Mutter war sehr hellhörig und hellichtig.« Und mit Marions beginnendem Enthusiasmus für den Nationalsozialismus »war es dann vorbei.« Doch die größere Geschichte hatte gerade erst begonnen.

Viele Jahre nach unserem ersten Treffen erwähnte Frau Beyme, ihr Vater – ein Richter – sei während des Krieges zur Aburteilung von Desertionsfällen eingesetzt worden. Sie meinte, er habe so viel Mitgefühl mit den verängstigten jungen Soldaten gehabt, die vor den Gefechten davongelaufen waren, daß er sich nicht in der Lage sah, sie zu einer Gefängnisstrafe zu verurteilen, und die Weiterführung seiner Tätigkeit verweigerte. Zur Strafe wurde er selbst an die Front geschickt. Dort kam er in einer Schlacht ums Leben.

Die Hinterbliebenen – seine Frau Klara und die Kinder Marion und Joachim – kannten den potentiellen Preis für Widerstand gegen die Regierung gut.

Auch dank ihrer Eltern hat Frau Beyme ein klares Bewußtsein davon, kein Nazi gewesen zu sein. Doch zu Beginn unseres Interviews erklärte sie mir, sie sei nicht die »aktive Anti-Nazi« gewesen, als die sie von dem Amerikaner beschrieben worden war, der uns miteinander in Verbindung gebracht hatte. Ein aktiver Anti-Nazi sei jemand gewesen, der einen Juden versteckt oder irgend etwas in dieser Richtung getan habe. Und so etwas, meinte sie, habe sie nicht gemacht.

Zunächst war ich enttäuscht, aber dann fand ich Frau Beyme doch faszinierender, als ich erwartet hatte. Es ist ja einfach, Helden oder Kriminelle oder auch Mitläufer anhand ihrer Reaktionen auf das »Dritte Reich« zu beurteilen; viel schwieriger ist das bei einer Person, die dem »Dritten Reich« mehr mit Herz und Hirn entgegenstand als mit Leib und Leben, einer Person, die nicht bei den Nazis mitmachte, aber auch nicht gegen sie anging – einer Person, die im Fazit eine passive Nazigeegnerin war.

Frau Beyme lebt noch in Marburg, in einem hellen, attraktiven Heim, das sie selbst gestaltet hat. Sie teilt es mit ihrem zweitem Mann, Leonard Beyme, einem Volkskundler. Er ist ein Mann voll drolligem Humor. Die beiden führen ein komfortables Leben. Ihr Heim strahlt dezente Ästhetik aus und verrät in vielen Einzelheiten die begüterte Vergangenheit der Becks, etwa durch ein hübsches ovales Ölbild der Mutter und die Überbleibsel der Sammlung antiker Bierkrüge des Vaters (Frau Beyme erzählte, die meisten davon seien in den Wochen nach Kriegsende zerstört worden, als amerikanische Besatzungssoldaten sie aus dem Fenster auf den Bürgersteig warfen, offenbar nachdem sie daraus getrunken hatten). Herrn Dr. Beymes Sammlung alter Stiche von Marburg schmückt einen ganzen Raum. Überall stehen Bücherschränke mit

Tausenden von Büchern darin. Der Holzfußboden glänzt, der Tee ist exzellent, und die Kräuter sind selbst in Dr. Beymes Garten gezogen.

Es war sofort klar, daß das Paar in jeder erdenklichen Weise das gebildete konservative Leben der Alten Welt führte – nur nicht politisch. Der Grund hierfür scheint weitgehend das »Dritte Reich« zu sein. Aus der passiven Nazigegnerin wurde eine aktive Antimilitaristin und Anti-Nationalistin. Doch ihre Aktivität in den achtziger Jahren war ebenso ineffektiv wie die Passivität in den dreißiger und vierziger Jahren, sagte Frau Beyme. Die Freiheit zum Protest veränderte nichts. Sie zählte alle ihre Aktivitäten gegen die atomare Rüstung auf, die ihren Worten nach ohne erkennbaren Erfolg geblieben waren. Und über das Deutschland der frühen Neunziger entsetzt zu sein und ständig darüber zu lesen, brachte ebenfalls nichts.

Doch die Lehren des »Dritten Reiches« durchziehen die Weltsicht der Beymes. Während einer ersten und ausführlichen Diskussion erwähnten sie etwa, daß sie den Grünen mißtrauten. Sie mochten deren dezidierte Bevorzugung deutscher Produkte nicht. Sie schien ihnen nationalistisch zu sein. Und als die Berliner Mauer fiel, waren die Beymes entsetzt über andere Deutsche, die in den Osten fuhren, dort ihre Autos mit billigen, staatlich subventionierten Waren vollstopften und die daheim stolz herumzeigten. »Wir sind beschämt«, schrieb mir Frau Beyme. Ihr Mann, der sich nach Tätigkeiten als Dozent, Rundfunkredakteur und einer Nebenbeschäftigung als gewaltfreier Protestierer zur Ruhe gesetzt hatte, sagte, er habe an einem bestimmten Punkt aufgegeben und arbeite nur noch in seinem Garten.

Doch Frau Beyme hörte nicht auf, ihrer Empörung Luft zu machen. Ihre Briefe an mich enthielten zumeist einen sorgsam ausgeschnittenen und mit Unterstreichungen versehenen Zeitungsartikel über irgend etwas, das sie mißbilligte, von der amerikanischen Bombardierung des Irak über die westdeutsche Politik im ehemaligen DDR-Gebiet bis zu den haßerfüllten Verbrechen der Neo-Nazis. Manchmal schien es mir, sie habe nach dem Ende des »Dritten Reiches« nie wieder Ruhe gefunden – oder seit dessen Beginn.

Der Boykott jüdischer Geschäfte durch die Nazis im April 1933 könnte Marion Beck zum ersten Mal in innere Konflikte gestürzt haben. Ihre Mutter geleitete sie hindurch. »Sie ist immer noch in jüdische Geschäfte gegangen, wenn schon SA davorstand, die aufpassen mußte, wer in diese Geschäfte hineingeht. Ja, einmal weiß ich, daß ich mit reingegangen bin, obgleich ein SA-Mann in Uniform davorstand. Meine Mutter hat mir eigentlich noch Mut gemacht . . . Das war so ein großer Laden mit Nähmaschinen, also Stoffe und Garn und Nähadeln und Scheren und so was, ein sehr großer Laden. Und der war natürlich vollkommen leer. Und der Besitzer kam auf uns zu. Der war so *dankbar*, daß noch jemand *kam*. Meine Mutter hatte eigentlich gar nichts zu kaufen, sie wollte ihm zeigen, ich komme noch. Und sie kaufte zwei so kleine Rollen Nähgarn. Und da sagte dieser Mann, Herr Blumenfeld, der sagte: ›Soll ich sie Ihnen nach Hause schicken?‹ Als ob wir es nicht nach Hause tragen können, dieses kleine Päckchen. Aber das war natürlich traurig, daß er das sagte. Daß er so beglückt war und so aufgeregt, daß da überhaupt noch jemand reinkam.«

Frau Beck lehnte das Angebot ab, steckte das Garn in ihre Handtasche und verließ mit Marion das Geschäft. Die Nazis an der Tür ergriffen keine Maßnahmen. »Haben wir wahrscheinlich noch ein großes Glück gehabt. Hätte noch mehr passieren können. Es ist eigentlich nichts passiert. Sie haben uns nur halb angeguckt und hätten uns wiedererkannt, aber aufgeschrieben habe sie unsere Namen nicht. Einer stand auf jeder Seite der Tür. Es war so dumm. Sie waren dahinbefohlen worden, werden sich dabei gar nicht viel gedacht haben.«

Schon bald nach ähnlichen Einkaufstouren »wurden die Geschäfte zugemacht. Dann war das Problem erledigt.« Von da an kaufte Frau Beck nicht mehr bei Nazis.

»Meine Mutter aß sehr gern Schokolade und ging hier in so ein feines kleines Geschäft, wo es die schönste Schokolade gab. Und da merkte man sehr bald im Gespräch, daß die Nazis waren. Nun sind wir dann nicht mehr hingegangen. In gewisser Weise war das nicht so einfach, weil sie diese Schokolade so gern gehabt hatte, aber sie ist nicht mehr hingegangen. Das sind so Kleinigkeiten, die man tun konnte. Das ist eigentlich nur, daß man etwas gelassen hat, aber man hat nichts aktiv getan. Das eigentlich nicht.«

Als ich über das »nichts aktiv« nachdachte, fragte ich, was mit der Familie passiert sei, der der Haushaltswarenladen gehörte, Frau Beyme antwortete sehr langsam: »Die sind weggekommen, aber ich glaube – die sind noch rechtzeitig ausgewandert. Die sind nach [sic] USA –von denen habe ich nicht gehört, daß sie umgekommen sind.« Genaueres über einzelne Schicksale habe man generell erst nach dem Krieg erfahren, wenn Überlebende an alte Freunde schrieben. »Und das hat sich herumgesprochen, wer noch lebt und wer nicht mehr lebt. Aber es hat Jahre gedauert, bis man das wußte.«

Einiges von dem, was in ihrer Heimatstadt geschah, erlebte sie jedoch selbst mit. »Einmal sah ich zu meinem Entsetzen – ja, wer mag das sein? Ein Rechtsanwalt, der plötzlich Straßenarbeiten machte. Ich sah plötzlich jemanden, der die Schienen von der Straßenbahn rausmachen mußte. Der hatte so einen tiefen Graben gemacht, wo er drinstand, er hatte das aufgehackt. Sah ich plötzlich jemand, den ich sonst als feineren Herrn auf der Straße gesehen hatte.«

Die Nazis hatten es auch auf eine Freundin von Marion abgesehen, »eine ungeheuer beliebte Gymnastiklehrerin. Die hatte derartig viele Schüler. Sie war auch sehr musikalisch und hatte immer sehr schöne Klavierbegleitung zu ihrer Gymnastik gemacht, ganz besonders schön. Und die stellte ein Köfferchen auf den Flügel, da schmiß man nur so sein Geld rein für den Gymnastikkurs; sie hat überprüft, ob alle bezahlt haben. Das waren so viele, das konnte sie gar nicht. Sie war so beliebt. Und dann plötzlich hieß es, die ist ja »Halbjüdin«, und sie durfte keinen Unterricht mehr geben. Von einem Tag auf den anderen.

Da war hier eine andere Gymnastiklehrerin, die war an der Schule angestellt, und das war eine Nazi, die hat das bekanntgemacht. Und dann ist meine Freundin – sie war da schon verheiratet, mit einem Juristen – dann ist sie nach Berlin gegangen und hat sich sozusagen versteckt. Das

kann man besser in einer großen Stadt. Sie hatte zwei kleine Töchter. Da haben sie mitten in Berlin in so einer Mietwohnung gewohnt. Ich habe sie öfter besucht, und da hat sie mir und einer Freundin noch Gymnastikstunden gegeben, in dem Zimmer. Und der Mann kam dann nachher zur Strafe, daß er eine ›Halbjüdin‹ geheiratet hat, zur Waffen-SS, auf ein – wie man dann sagte – ein Himmelfahrtskommando, wo man damit rechnen muß, daß man nicht wiederkommt. Aber er ist wiedergekommen.«

Ich fragte, ob er sonst einer der Soldaten der Waffen-SS hätte sein können, die auf dem Friedhof in Bitburg begraben sind. Sie bejahte.

In Marburg war die Stimmung damals ausgesprochen hitlerfreundlich. Frau Beyme sagte, in ihrer eigenen Nachbarschaft seien wohl neunzig Prozent für ihn und zehn Prozent gegen ihn gewesen. »Nur nichts laut auf der Straße sagen. Und es hieß ja immer ›der deutsche Blick‹.« Sie demonstrierte es, in dem sie erst hinter uns und dann zu jeder Seite schaute, ehe sie weitersprach. Gegenüber Leuten, deren politische Richtung man nicht kannte, verhielt man sich abwartend und vorsichtig. »Wenn sie Hitler mochten, merkte man das sehr schnell. Ich habe zum Beispiel eine aus meiner früheren Schulklasse auf der Straße getroffen und merkte sofort, das ist so einen [sic] Nazi geworden. Wir haben seitdem nicht mehr miteinander gesprochen.« Sie sagte, die Klassenkameradin habe sie nicht mit »Heil Hitler« begrüßt, obwohl das vorgeschrieben gewesen sei. »Das haben Frauen auf der Straße nicht gemacht. Aber so mit Begeisterung vom Krieg gesprochen, ›Jetzt haben wir wieder den großen Sieg‹ oder ›Meine Söhne sind auch dabei; ich bin stolz‹ oder so was.

Gemerkt hat man natürlich vor allem, wer dafür war. Die sagten das laut, und die handelten so. Denen sahst du das an Abzeichen oder der Uniform schon an. Die Gegner waren natürlich viel leiser oder stiller und versteckter. Es ist schwer zu sagen, wieviele Gegner es waren. Die Anhänger waren sicher in der Überzahl, das ist klar.« Zu den Anhängern zählte sie auch »Mitläufer und die, die das ruhig hinnahmen und sich nicht dagegen empört haben.«

Einmal jedoch spürte sie die Anziehungskraft des Nazi-Phänomens noch ganz deutlich. Sie war gerade an einem Tag in Hannover, als Hitler sich dort zu einer Paradeveranstaltung aufhielt. Und sie stand genau dort, wo der Autokonvoi der Nazis vorbeifuhr. Aus einem offenen Wagen heraus winkte Hitler der wild jubelnden Masse zu. »Ich habe doch gemerkt, obgleich ich dagegen war, wie so eine Menschenmenge, die so begeistert schreit und die Hände hebt und Blumen schmeißt, daß – daß man in Gefahr ist, daß man da mitgerissen wird. Das ist ganz gefährlich, in so einer Menschenmenge zu stehen. Irgendwie ist das was Faszinierendes, so eine begeisterte Menge. Die ist so begeistert, daß sie dich anstecken kann. Manchmal denkt man, mein Gott, solltest du Unrecht haben, und alle haben Recht? Man wird mal etwas unsicher.«

Und sie erinnerte sich an eine ähnliche Anziehungskraft. »Ich bin sehr gegen das Militär. Aber wenn ich Militärmusik höre, bekomme ich eine Gänsehaut, und ich« – sie stockte – »muß mir immer wieder klarmachen, daß ich gar nichts damit zu tun haben will. Es ist eine Gefahr.«

Sie erzählte auch von der gefährlichen Wirkung der Worte während des »Dritten Reiches«, nämlich von jenen diabolischen, mit geschickten Alliterationen arbeitenden Ausdrücken und Sätzen, die aus Goebbels' Propagandaministerium kamen. Ein Beispiel war das umgangssprachliche Wort »Kohlenklau«.

»Während des Krieges sollte man Kohlen sparen. Und wer Kohlen vergeudete, war ein Kohlenklau. Meist war nur in einem Zimmer geheizt, das ganze andere Haus war kalt – da kam jemand rein, ließ die Tür offenstehen, dann hieß es: ›Kohlenklau, mach doch die Tür zu.«

Wurden solche Wörter und Sprüche auf der Straße verwendet?

»O ja, immer. Das kannte jeder, und das wurde auch viel gesagt.« Ihr Ehemann fügte hinzu: »Man hörte das einmal, dann behielt man es. Da war der Goebbels wirklich ein Meister in solchen Dingen. Und vor dieser raffinierten psychologischen Arbeit konnte sich ein normaler Mensch kaum schützen, kaum enthalten.«

Doch weder die Faszination der Massen noch die Raffiniertheit der Phrasen konnte Frau Beck beeinflussen. Sie widersetzte sich auch weiterhin den Nazis, indem sie deren Direktiven zu ignorieren versuchte. Eine Anordnung bestand darin, sich eine Nazi-Fahne zu kaufen. Das Hakenkreuzbanner war für viele deutsche Häuser zu vorgeschriebener Dekoration, besonders für jene, die an den Aufmarschrouten der Nazis lagen – je größer die Fahne, desto besser.

»Und das wurde schließlich sehr schwierig. Da kamen immer Leute und sagten, warum haben Sie keine Fahne ausgehängt, an Hitlers Geburtstag und so«, sagte Frau Beyme. »Man kam beinahe ins Gefängnis; es war so sehr gefährlich, wenn man es nicht tat. Es kam immer jemand, klingelte bei uns und sagte, Sie haben wieder keine Fahne ausgehängt, und dann schließlich hat meine Mutter so ein ganz, ganz kleines Ding gekauft. Man mußte sie doch an einer Stange aufhängen, nicht, und sie hat die nur einfach übern Balkon gehängt, wie so einen kleinen Teppich, den man vorm Bett liegen hat.«

Die Heldenhaftigkeit ihrer Mutter mag im Vergleich zu derjenigen anderer Leute geringfügig scheinen, doch ihre Tochter, die mit ihr diese Zeiten durchlebte und ihre Ängste teilte, bewunderte sie nach wie vor rückhaltlos. »Sie war so eine tapfere Anti-Nazi. Vor der habe ich überhaupt eigentlich meine Einstellung. Es ist nicht mein Verdienst, sondern ich verdanke es meiner Mutter. Sie war ganz ungeheuer mutig und ist auch gar nicht immer vorsichtig gewesen, so daß wir eigentlich große Angst um sie hatten.

Sie war konsequent gegen die Nazis. Sie sollte immer mitkommen zu solchen Ortsgruppenabenden, wo die Nazis zusammenkommen. Da hat sie immer gesagt, ach, sie könne nicht, sie könnte nicht so weit laufen. Das war doch ein bißchen außerhalb, es wäre zu dunkel abends, sie würde ängstlich und lauter Ausreden. Und dann kam so ein furchtbarer Nachbar hier, der hatte ein Amt, Blockwart, und er sagte zu meiner Mutter: ›Wenn Sie ängstlich

sind, ich bringe Sie da hin und ich bringe Sie wieder nach Hause.« →Um Gottes willen«, hat meine Mutter zu mir gesagt, »vor dem habe ich noch viel mehr Angst als vor der Dunkelheit.«

Frau Beyme lachte bei dieser Erinnerung hell und vergnügt auf. »Sie ist kein einziges Mal mitgegangen.«

Eines Abends brachten die Versuche des hoffnungsvollen Blockwarts, Frau Beck zur Teilnahme an einer Versammlung zu überreden, beide Frauen in Gefahr. »Einmal ist dieser schreckliche Mann ins Haus gekommen, um ihr zuzureden, am Abend mitzugehen. Da hatten wir unser Radio auf den Feindsender eingestellt. Meine Mutter hat so gezittert, daß er hingucken würde. Aber er hat nicht hingeguckt, es ist nichts passiert.«

Wenn auch die Konsequenzen des Betretens jüdischer Läden, des Verstoßes gegen die Flaggenordnung und der Weigerung, Naziversammlungen zu besuchen, nicht genau bekannt waren (und trotzdem gefürchtet wurden), war es doch kein Geheimnis, was Leuten passierte, die beim Anhören ausländischer Radiosender erwischt wurden. So erging es zum Beispiel Marion Beymes Religionslehrerin. Marion hatte nicht gewußt, daß die Lehrerin eine zum Christentum konvertierte Jüdin war. (Mein anfängliches Mißverständnis, zu welcher Religion sie konvertiert sei, klärte Frau Beyme prompt auf: »Jüdische Rasse. Christlichen Glaubens.« Die Lehrerin, »eine hochintelligente Frau«, unterrichtete nicht nur Religion am Gymnasium, sondern hielt auch an der Universität Gießen Vorlesungen über das Christentum. »Sie hat sich wahrscheinlich kaum noch als Jüdin gefühlt. Das war für viele eine Überraschung, daß sie sich wieder bewußt wurde, ich bin ja Jude. Und sie lebte, wie ich später erfahren habe, mit ihrer nicht-jüdischen Freundin in einer Wohnung zusammen. Die Wohnung war wohl ziemlich groß, ich habe sie nicht gesehen, und sie hat an zwei oder drei Studenten untervermietet. Und diese Studentinnen haben gehört, daß diese beiden Damen ausländische Sender gehört haben und haben das ihrem Professor an der Universität erzählt. Dieser Professor war ein Obernazi, und der hat dafür gesorgt, daß beide – die Jüdin und die Nichtjüdin – ins Zuchthaus kamen, das ist hier in der Nähe, Ziegenhain heißt der Ort. Die Freundin, also die Nichtjüdin, ist da schon gestorben, weil sie die straffe Zucht nicht verkraftet hat.

Zu meinem großen Erstaunen sah ich meine alte Lehrerin [später] hier auf der Straße wieder. Ich ging auf sie zu und redete sie mit Namen an und wollte gerade Fragen, wie geht es Ihnen denn nur, und da sagte sie« – Frau Beyme senkte ihre Stimmung zu einem Flüstern – »»Schnell weg, schnell weg.« Ich durfte mit ihr nicht sprechen. Ich habe dann erfahren, daß sie nur kurze Zeit hatte, einen Tag oder zwei, um irgendwelche Papiere zu holen, und dann wurde sie ins Konzentrationslager gebracht.« Frau Beyme hielt inne. »Nach Theresienstadt.« Eine längere Pause. »Und ich fand es so sehr anständig von ihr, daß sie mich nicht in Gefahr bringen wollte. Ihr konnte schon gar nichts Schlimmeres mehr passieren, aber sie wollte nicht, daß auch anderen etwas passiert. Ja, wenn uns jemand gesehen hätte, dann wäre ich wahrscheinlich mit ihr ins KZ gekommen.«

Über das »wahrscheinlich« könnte man geteilter Meinung sein, aber die Gefahr war zweifellos vorhanden. Wie auch die andere Gefahr. Frau Beck stellte ihr Radio noch immer auf den Feindsender ein. »Sie hat auch im Krieg die Auslandssender gehört, was ja sehr streng verboten war. Und sie hat immer Angst gehabt, jemand könnte an der Hauswand horchen und hören, daß wir Fremdsender hören. Meine Mutter und ich waren technisch völlig ungebildet und haben immer gedacht, ob man wohl ein Gerät an unsere Hausmauer machen kann, so daß man von außen hört, daß wir drinnen den ausländischen Sender hören. Wir wußten nicht, ob es eine Gefahr war oder nicht. Aber es ist nichts passiert.« Und durch die Rundfunksendung »wußten wir doch immer eine ganze Menge und wußten eben auch, daß vieles nicht wahr ist, was man uns hier gesagt hat.«

Frau Beck hätte ihre Abneigung gegen die Nazis zweifellos auch auf andere Weise gezeigt. »Sicherlich wäre sie, wenn sich im Bus oder in der Straßenbahn ein SS-Mann neben sie gesetzt hätte, aufgestanden und weggegangen. Das glaube ich bestimmt.« Frau Beyme sagte, sie habe sich Sorgen gemacht, ihre Mutter könnte ihre Meinung offener aussprechen, als es klug gewesen wäre. Doch nie sei etwas passiert. Sie lebten weiterhin an der Grenzlinie zwischen Mut, Glück und Angst.

Frau Beyme hatte außer Marburg noch einen anderen Beobachtungspunkt. Sie hatte Berlin. Obwohl sie oft Marburg besuchte, zog sie im Frühjahr 1933 nach Berlin und lebt dort fünf Jahre, um ihre Ausbildung zur Bibliothekarin zu machen. Ich hatte angenommen, daß dies ihr Wunsch gewesen sei, doch viel später deutete sie an, daß sie ihre Wünsche herabgesetzt, nicht hochgeschraubt hatte, um Bibliothekarin zu werden.

Berlin war – seinem Ruf gemäß – trotz der Nazis eine »unglaublich anregende, lebhafte Stadt.« Marion, damals ungefähr dreiundzwanzig Jahre alt, bekam einen Job in einer Außenstelle der Berliner Stadtbibliothek. Zu ihren ersten Eindrücken gehörte etwas, was für eine junge Bibliothekarin besonders schmerzlich war: die Bücherverbrennung der Nazis.

»Ich hörte nur plötzlich, da werden Bücher verbrannt. Und bin eben mit einigen Bekannten zusammen da hin, um zu sehen, ob das wirklich wahr ist. Ich habe das riesige Feuer gesehen. «Band um Band wurden Bücher von marxistischen, jüdischen und anderen unliebsamen Autoren wie Thomas Mann (der eine jüdische Frau hatte) vernichtet. »Sie warfen die Bücher voller Begeisterung hinein. Die meisten waren begeistert. Diejenigen, die es schrecklich fanden, sind zumeist natürlich nicht hingegangen.«

Der grobschlächtige Übergriff der Nazis auf die deutsche Kultur veranlaßte eine ihrer Cousinen, eine junge Studentin der Bildhauerei, aus Deutschland zu fliehen. Auf die Frage, ob sie selbst so etwas erwogen habe, sagte Frau Beyme: »Nein. Wenn ich es ehrlich sagen soll, nein. So viel Courage habe ich nicht gehabt, oder so viel Selbständigkeit.«

Und sie gab auch ihren Berliner Bibliotheksjob nicht auf, obwohl ihr Chef erwartungsgemäß Mitglied der Nazi-Partei war. »Ich würde gar nicht mal sagen, ein großer Hitler-Anhänger, aber

einer, der so stolz war auf die nordische Rasse.« Er war ein Schüler des damals sehr bekannten Professors Hermann Wirth, der sich eingehend mit alten nordischen Traditionen beschäftigt und alles von Runenzeichen bis zu antiken germanischen Weihnachtsbräuchen erforscht hatte.

Und er war hingerissen von seiner neuen Angestellten. »Es war zum Lachen. Alles, was ich sagte, war großartig und wundervoll, nur weil ich blond war. Wir bekamen immer Bücher mit nach Hause, die wir lesen und besprechen mußten, damit wir Leser beraten konnten, was drinsteht. Wir konnten nicht jedes Buch lesen, und da wurde das verteilt. Man setzte sich in der Woche zusammen und erzählte, das ist so ein Buch, und da steht drin, oder das ist für einfache Leute, und das ist ein phantastisches Buch, das ist ganz kompliziert im Stil, das darf man nur anspruchsvollen Leuten geben und so was. Und wenn ich sagen mußte, was ich gelesen habe und was ich darüber dachte, hieß es immer: ›Großartig, das ist wirklich wieder das natürliche und gesunde Empfinden.«

Wir hatten weiße Kittel an in der Bibliothek. Das ist immer sehr staubig, wenn man mit Büchern zu tun hat. So ein Kittel ist eine ganz praktische Sache. Und da ich in Berlin nur ein möbliertes Zimmer hatte, schickte ich meine Wäsche nach Hause, zu meiner Mutter. Sie fand das mit den weißen Kitteln unmöglich, daß sie immer weiße Kittel waschen und dann hinschicken mußte. Sie machte einen buntgestreiften Kittel, der länger sauber aussah. Ich kam also eines Tages damit an, und dann hieß es: ›Das ist doch das richtige Empfinden wiederum. Nicht *dieses* sterile Aussehen, sondern *wieder* das gesunde Empfinden, *Farbe*.« Na ja, es war wieder das Richtige.

Wenn wir mal aus irgendeinem Grund nachmittags freihaben wollten, dann hieß es, ich solle doch mal hingehen und fragen. Dann wurde mir meistens gesagt, ja, ist gut. Und nur wegen der blonden Haare. Aber eines Tages war es doch aus.«

Dieser Tag kam im Jahr 1938. Frau Beyme war keine ledige Bibliothekarin mehr, sondern eine Ehefrau (verheiratet mit ihrem ersten Ehemann, einem Herrn Jahn, mit einem Baby, einem Mädchen namens Annegret).

»Ich fuhr in Berlin mit meiner Tochter im Kinderwagen spazieren. Und da begegnete mir dieser Direktor von der Bibliothek und sagte: ›Ach, darf ich mal reingucken?«, und dachte sicher, das ist ein ganz schönes blondes blauäugiges Kind drin. Meine Tochter hatte zu Anfang an ganz schwarze Haare und sah aus wie aus der kaukasischen Steppe oder so was. ›Oh!« sagte er nur.«

Sie lachte. »Entsetzt! ›Oh!«« Sie lachte wieder. »Das war das Ende der Begeisterung. Ja, er hat wahrscheinlich gedacht, ich hätte irgendeinen Ausländer geheiratet, keinen reinrassigen Deutschen oder irgend so was.«

Übrigens hatte Leonard Beyme, den sie noch lange nach dem Krieg heiratet, selber Schwierigkeiten mit rassistischen Stereotypen. Die beiden geben heute ein ungewöhnlich

eindrucksvolles Paar ab, wenn sie Hand in Hand durch die Straßen gehen, doch in den dreißiger Jahren konnte er sich nicht mit derselben Leichtigkeit bewegen wie sie. »Ich bin immer als Jude behandelt worden. Ich war klein, ich hatte eine krumme Nase, ich hatte dunkle Haare und Locken und was weiß ich. Ich hab' das also mitgekriegt, obwohl ich keiner bin, nicht wahr?« Während seiner Studienzeit in Marburg, erzählt er, ging er einmal die Stufen zu einem Seminargebäude hinauf, als SA-Männer die Tür verstellten. Sie schrien ihn an: »Raus! Juden raus!« Um einer solchen Behandlung zu entgehen, floh er – zur deutschen Armee. Er wurde nach Frankreich und nach Rußland geschickt und fünfmal verwundet.

Am Tag des Kriegsbeginns floh Frau Beyme nach Hause. »Als ich morgens irgend etwas einkaufen wollte, [sah ich] überall große Plakate, daß Krieg erklärt worden sei. Da habe ich mich so wahnsinnig erschrocken und habe gedacht, das geht sofort los, mit Bomben – was ja noch viel länger dauerte – und habe mein Kind genommen und die wichtigsten Sachen und bin hierher gekommen, wo meine Mutter wohnte. Weil ich dachte, in einer Kleinstadt kann es nicht so schlimm sein wie in einer Großstadt, was ja auch richtig war.«

Frau Beck erwies sich als so vorausschauend wie immer. »Ich saß mit meiner Mutter zusammen und hörte Radio. Da wurden große Reden geschwungen über Kanonen statt Butter. Da sagte meine Mutter gleich: ›Jetzt ist es mit uns zu Ende. Das geht nicht gut, und das ist das Furchtbarste, was passieren konnte.‹ Sie sah eigentlich gleich, daß wir den Krieg verlieren würden, was das für Verluste bringen würde auf allen Seiten. Das hat die gleich so hellichtig vor Augen gehabt.«

Die Sorge der Familie richtete sich sofort auf die Wehrpflicht und Marions Bruder Joachim. »Der Bruder mußte Soldat sein, gegen den Wunsch meiner Mutter. Es blieb ihm gar nichts übrig. Er brauchte aber nicht zur kämpfenden Truppe, weil er der einzige Sohn eines gefallenen Vaters war, der letzte männliche in der Familie. Er brauchte nicht an die Front, sondern er konnte nachher sogar studieren, Medizin studieren. Im Krieg. Aber er hat doch ziemlich Schwierigkeiten gehabt.«

Sie sagte, ein Unteroffizier beschwerte sich in der Kaserne darüber, daß Joachim seine Unterwäsche nicht ordentlich zusammengelegt habe. Joachim antwortete, daß es doch wohl keine Rolle spiele, mitten im Krieg, und setzte hinzu: »Sie sind mir ein schönes Stück Scheiße.« Die Bemerkung war ein Gesetzesverstoß, und Joachim wurde vor ein Kriegsgericht gestellt. Seine schockierte Familie hatte dann »alle möglichen Leute hier mobil gemacht, ob sie ihm nicht helfen konnten. Dann hat sich hier ein sehr netter Rechtsanwalt gefunden, der *war* in der Partei. Aber er war kein Nazi. So was gab's hier auch. Und der hat meinem Bruder helfen können.« Joachim wurde freigelassen, dann nach Frankreich geschickt.

An der »Heimatfront« in Marburg hatte sich ein vierköpfiges Matriarchat gebildet, Frau Beck, die zukünftige Frau Beyme und die beiden Kinder Annegret und Joachim (benannt nach seinem Onkel), geboren 1944. Das Leben bestand einesteils aus Plackerei, andernteils aus Terror.

Eine Plackerei war zum Beispiel der Einkauf von Milch, der laut Frau Beyme jeden Tag mindestens zwei Stunden in Anspruch nahm – fünfundvierzig Minuten für den Fußweg hin und zurück, der Rest Wartezeit. »Wenn der Mann, der die Milch verkaufte, schließlich kam, dann standen da schon fünfzig Frauen mit ihren kleinen Milchkannen, und dieser Milchmann war ein Sadist, der hat es so richtig genossen. Der hat ja so geguckt, wie die alle da standen und gierig auf die Milch warteten, und dann hat er da erst so ganz schön langsam gemacht, so daß alle noch nervöser wurden und noch länger warten mußten. Dann wurden Witze gemacht, und dann schließlich kriegten wir unser kleines bißchen Milch. Die war ganz hellgrau, nicht weiß; die war so dünn, die sah ganz blau aus.«

Manchmal nahm sie Annegret oder das Baby mit. Gegen Ende des Krieges ging Annegret nicht mehr zur Schule; die war geschlossen, teils auch wegen der Bombenangriffe. (Die Wirkung der Bomben auf Annegret zeigte sich Jahrzehnte später, als Mutter und Tochter zusammen waren. Ein Pilot, der Kunststücke machte, flog plötzlich so tief – vielleicht, um eine Freundin zu beeindrucken –, daß alle sich druckten. Doch Annegret verschwand. »Wir fanden sie hingekauert in einem Erdloch. Da hatte sie sich vor Schreck verkrochen, ein Kriegskind.«)

Ein Vorteil des Lebens abseits der Hauptangriffsziele, wie es die Familie führte, war, daß weniger Bomben abgeworfen wurden. Ein Nachteil war, daß es weniger Luftschutzbunker gab. Jeder hatte Angst, wo immer er auch Schutz suchte. »Wir hatten gar keine Luftschutzkeller. Wir konnten nur in den Keller unseres Hauses gehen. Das konnte unter Umständen noch viel schlimmer sein, wenn du da verschüttet wirst. Was ganz schlimm kam im letzten Jahr, mein Sohn wurde gerade erst geboren, und ich bin überhaupt nicht mehr in den Keller gegangen, weil ich das Kind auch nicht aus dem Schlaf reißen wollte und hoffte, wir hätten Glück. Ich wollte das Kind nicht so nervös machen. Und am Tage sind wir oft in den Wald gegangen. Und dann bin ich zwischendurch immer noch nach Hause, was zu essen holen oder frische Wäsche für das Baby, wir konnten nicht alles gleich mitnehmen. Und manchmal habe ich schnell die Milch warm gemacht oder die Suppe gekocht. Wir hatten diese Milchkanne, die man ans Rad hängen konnte, die habe ich in den Wald geholt.«

Nach Marburg kam der Krieg auch in Gestalt von Gefangenen.

»Im Kohlengeschäft war ein Franzose, der schleppte die Kohlen auf dem Rücken in einem Sack in den Keller. Das war ein französischer Kriegsgefangener. Und dem konnten wir immer mal, wir hatten auch nicht viel, aber einen Apfel oder so was geben. Am helllichten Tag haben wir das nicht tun können. Aber was mir in schrecklicher Erinnerung ist, wir wohnten damals hier schräg gegenüber, wo man die Straße gut übersehen konnte. Und jeden Morgen um vier hörte man Tappen, Tappen, Tappen, da kamen russische Gefangene aus einem Lager hier in der Nähe, die wurden zur Arbeit gebracht. Ich glaube, nach Allendorf. Die wurden hier zu unserem kleinen Bahnhof gebracht. Und ich bin jeden Morgen um vier wach geworden und bin aufgestanden und habe diese traurigen Gestalten vorbeigehen sehen – zum Teil ohne Schuhe. Im Winter, bei Eis und Schnee. Und ganz verhungert und ganz zerlumpt. Aber denen hab ich

nie was geben können. Da war immer Bewachung dabei. Deutsche Soldaten. Das war einem nicht möglich.«

Frau Beyme meinte, daß solche Erinnerungen, die sich von denen der Soldaten unterschieden, zu großer Entfremdung zwischen deutschen Männern und Frauen geführt hätten. »Eine blieb zu Hause und erlebte hier ganz gravierende Dinge, aufregende und ungewöhnliche Dinge, und der andere lebte in Rußland, in Frankreich oder irgendwo, oder in Gefangenschaft, und erlebte auch Dinge, die die Frau nicht nachempfinden konnte, fortwährend. Und dann kam er nachher plötzlich wieder, und das war sicher für jeden sehr schwierig und für manchen einfach unmöglich, wieder zusammenzufinden. Und die Frauen hatten eben auch gelernt, sich über vier Jahre hindurch völlig selbständig durchzuschlagen und sich in Notsituationen selber zu helfen und ihre Kinder zu beschützen und Geld zu verdienen und Essen zu besorgen – oder sogar was zu stehlen, wenn die sonst nichts zu essen finden konnten. Und die konnte nicht plötzlich wieder die treuergebene Ehefrau sein, die nur das tat, was der Mann wollte.«

Frau Beyme meinte, der Krieg habe auch ihre erste Ehe beeinträchtigt. »Weniger meine Selbstständigkeit, vielleicht auch etwas, aber die völlig verschiedenen Erlebnisse. Ich hatte mich eben auch immer noch stärker zu der anti-nationalsozialistischen Seite hin entwickelt. Und mein Mann merkwürdigerweise nicht. Ich weiß, er hat den Krieg nicht so von der schlimmsten Seite mitgemacht. Er war in keinem Gefecht, in keiner Schlacht. Er hat immer gut zu essen gehabt. Er war auch in Rußland, aber immer« – sie hielt inne – »etwas hinten.«

Und sie fuhr zögernd fort: »Es klingt vielleicht etwas pervers, aber ich habe manchmal gewünscht . . . daß er auch mal so was ganz Furchtbares erlebt. Das habe ich ihm manchmal gewünscht. Damit er überhaupt es richtig begreift, und damit es wirklich so bis in sein Inneres dringe und nicht so an der Oberfläche blieb.

O ja, er hat immer was mitgebracht, schöne Sachen«, setzte sie eher verächtlich hinzu. »Erst mal was zu essen und auch Kleidungsstücke. Ich glaube schon, daß er das bezahlt hat. Ich meine, er kriegte ja Geld, als Offizier, und konnte ja bezahlen. Aber trotzdem war das ja nicht sehr schön. Wir waren im Moment schon froh, wenn wir was zu essen bekamen, das ist klar, oder wenn ich etwas zum Anziehen für die Kinder hatte. Aber ich habe es immer doch als sehr schlimm empfunden, daß wir den Ländern, die wir überfallen haben, auch noch was weggenommen haben.«

Wenn ihr Mann auf Urlaub zu Hause war, waren ihre politischen Differenzen nicht so groß, sagte sie. »Er war kein Nazi. Es war Pflichtgefühl. ›Sie tun es alle, was ich auch tue.««

Die wesentlichen Schwierigkeiten des Ehepaares waren nicht politischer, sondern persönlicher Art. »Ich bin in nichts irgendwie Mitglied geworden, außer 1944, also ganz zum Schluß. Ich wollte mich scheiden lassen von meinem Mann. Mein Mann wollte nicht, daß wir uns scheiden lassen, und ich hatte große Angst, daß er mir politisch irgend etwas tun könnte. Und daß ich dastände und hätte wirklich überhaupt nichts vorzuweisen, was ich je für das ›Dritte Reich«

getan hätte. Dann habe ich mir überlegt, was kann ich um Gottes willen tun, damit ich irgendwas vorzuweisen habe? Da bin ich in die geringste Organisation gegangen, die es überhaupt gab . . . Das war so ein Wohltätigkeitsunternehmen.« Die Organisation, so bestätigte sie später, war die Nationalsozialistische Volkswohlfahrt (NSV). [...] Über ihren Eintritt sagte Frau Beyme: »Ich weiß gar nicht, nachher, das ging so schnell drüber und drunter, ob ich je überhaupt was bezahlt habe. Ich hatte irgend so einen Zettel in der Hand, wo das draufstand.«

Was auch immer ihr Eintritt in die NSV zeigte, er erwies sich jedenfalls als sinnlos. »Er hat nicht versucht, mir etwas zu tun, politisch. Ich hätte das also nicht noch zu tun brauchen. Aber ich war mir ja nicht sicher, und ich hatte natürlich Angst um meine Kinder. Daß ich Angst vor ihm hatte, war es eigentlich nicht, weil ich dachte, er ist so ein großer Nazi, sondern er ist so empört über mich, daß ich weggehen will, daß ihm alles recht ist, weil er mir schaden wollte.«

Gegen Ende des Krieges, als die Scheidung noch nicht vollzogen war, machte sie eine Geste in die entgegengesetzte Richtung. »Drei oder vier Wochen, ehe der Krieg zu Ende war, war er hier auf Urlaub. Und ich wußte schon ganz *deutlich* – das konnte jeder wissen, der ein bißchen nachdenken konnte, beobachten konnten – daß es zu Ende geht. Daß wir den Krieg bald verlieren. Und da habe ich ihm gesagt: ›Bleib doch hier. Versteck dich hier und geh nicht wieder zurück.« Ich hätte ihn versteckt.«

Das Angebot war bedeutsam, denn Desertieren oder das Verbergen eines Deserteurs galt als Hochverrat.

»Und da hat er gesagt: ›Das kann ich *nicht* machen«, und ist mit einem *Fahrrad* wieder dahin gefahren. Da fuhren keine Züge, es war ein großes Durcheinander überall, und da ist er mit einem Fahrrad losgefahren, damit er bloß da hinkam [zu seiner Einheit]. Dann ist er in Gefangenschaft geraten; Monate nach Kriegsende wußte ich nicht, wo er steckt. Und er hätte ruhig hierbleiben können. Aber das Pflichtgefühl hatte ihm gesagt: ›Nein, das darf ich nicht. Weitermachen.««

Was hielt er von ihrem Vorschlag? Fand er nicht, daß es lieb von ihr war?

Sie lachte. »Ich glaube nicht mal, daß er es so lieb gefunden hat, aber völlig unmöglich. ›Eine Frau weiß eben nicht, was die Pflicht eines Mannes ist.««

Während ihr Mann zu seiner Pflicht von seinem Heim fortging, tauchten deutsche Soldaten auf vor seinem Haus, »dünn und hager«, die ihrer Pflicht nicht länger nachkommen wollten. »Die klingelten an der Tür und sagten: »Nehmt uns auf. Wir müssen irgendwie unterschlüpfen.« Da hat meine Mutter gesagt: ›Nein, das kann ich nicht tun.« Die waren sicher zum Teil sehr anständige Leute, die Schreckliches durchgemacht hatten und das eigentlich nicht wollten. Es war schon eine sehr harte Entscheidung, zu sagen ›Nein«. Aber aus politischen Gründen mußte man das durchhalten, daß man gegen den Krieg und gegen Soldaten war, auch wenn man mit den einzelnen Mitleid hatte.

Und es kam auch ein Vetter von mir, der schwarze Fleck in der Familie. Das war ein SS-Mann. Ein ganz lieber Mensch, ein ganz treuer Verwandter, immer noch. Der sicher nie was Böses getan hat, aber sich für diesen Krieg begeistert hat. Goldenes Kreuz oder Ritterkreuz – irgendein goldenes Abzeichen hat er bekommen. Und war eben auch SS-Offizier. Der kam auf der Flucht zu uns, und als Mensch haben wir ihn furchtbar gerne gemocht. Hilfsbereit und liebevoll und anhänglich und treu, und da haben wir ihn eine gute Nacht dagehabet. Dann hat meine Mutter gesagt: »So hart wie es ist – du mußt weiter, wir können dich hier nicht behalten.« Da mußte er weiter. Er war noch in Uniform.«

Ein ganz »lieber Mensch«? Ohne weitere Nachforschung konnte niemand von uns beiden wissen, wie »lieb« ihr Vetter war.

»Und dann das Ende des Krieges. Da saßen wir im Keller unseres Hauses, und da kamen zum ersten Mal nicht mehr Bomben und Flieger, sondern Artilleriegeschosse. Da hörte man die Schüsse ganz nahe. Und dann hörte das plötzlich auf, das Geschieße, und dann hörte man, daß die Amerikaner einmarschierten; sie waren nicht so laut wie unsere deutschen Soldaten. Die hatten Nagelstiefel, und die Amerikaner, glaube ich, Gummisohlen. Aber wenn dann Hunderte zugleich marschierten, weiß man das doch. Und denen wären wir am liebsten mit Blumen oder so was entgegengerannt, aber irgendwie waren wir doch zu verängstigt; wir haben es nicht getan. Ob man der Sache nicht ganz traute, oder ob da noch geschossen wird . . .«

Bei der Frage nach ihrem ersten Eindruck von den amerikanischen Soldaten seufzte Frau Beyme. »Die sahen sehr gesund aus. Gut genährt und gesund und rotbackig. Gut gekleidet, die Uniformen alle noch heil und neu. Die sahen für unsere Begriffe phantastisch aus. Ach, wie Halbgötter kamen die uns vor.

Wie wahnsinnig haben wir uns gefreut, als die Amerikaner kamen. Da haben sich nicht alle gefreut, aber wir. Es gab nachher eine große Enttäuschung, wie die Amerikaner uns behandelt haben und absolut nicht wissen wollten, ob man dafür oder dagegen war. Das war für uns eine ziemliche Enttäuschung. Es hat unsere Familie nachher sehr hart getroffen, was die Amerikaner hier gemacht haben. Viele, viele Nazis sind ohne einen Schaden davongekommen, aber uns haben sie aus dem Haus geworfen.«

Frau Beyme mußte mit ihren Kindern und ihrer Mutter zwischen 1945 und 1947 einundzwanzigmal umziehen.

Die amerikanischen Truppen warfen nicht nur ihre Familie aus dem Haus, sondern auch ihre Habe, erzählte sie. Nicht nur die antiken Bierkrüge, sondern auch das Familienporzellan flog auf den Gehweg und ging zu Bruch.

Sie waren der Feind, sagte ich.

»Ja. Sie haben alles kaputtgemacht und aus dem Haus rausgeholt. Wir fanden nachher nur Trümmerhaufen. Es war nicht mehr viel übrig.«

Doch für Frau Beyme gab es unter den Amerikanern zwei deutlich verschiedene Gruppen, die Kampftruppen und die Besatzer. »Die in den ersten Tagen kamen, die kamen von drüben, von den USA, und die hatten gar nichts mitgemacht. Und von diesen ganz jungen Soldaten wollten viele etwas erleben, so ein bißchen Krieg noch nacherleben, nicht? Ein bißchen Abenteuer. Man kann das verstehen, aber wenn man es mitmacht, ist es nicht mehr so schön. Die haben so irgendeinen alten Herrn, der auf der Straße ging, gepackt oder über den Gartenzaun geschmissen und solche Sachen.

Wir hatten Originale an den Wänden hängen, Aquarelle, die nicht gerahmt waren, da haben sie überall draufgeschrieben. Wir hatten im Keller Flaschen mit Apfelsaft, und wie wir dann später Flaschen raufholen wollten, als die Amerikaner abgezogen waren, da hatten sie die ausgetrunken und hatten Urin reingemacht. Oder in unseren Kochtöpfen war Klopapier, gebrauchtes Klopapier. Und so, so dumme Sachen.«

Nach einer Weile sagte sie, daß sie zwar dieses Verhalten verstehen könne, aber »der Stadtkommandant hätte sich vielleicht doch mehr Mühe geben müssen und unterscheiden – denn alte Nicht-Nazis so zu enttäuschen, war natürlich hart.«

Enttäuscht oder nicht, sie bewarb sich um einen Job als Sekretärin für die amerikanischen Streitkräfte und bekam ihn auch. Und da traf sie einen »sehr netten jüdischen Offizier«, der bei seinem Vorgesetzten ein Wort dafür einlegte, daß ihre Familie in ihr Haus zurück durfte, doch ohne Erfolg. Der Stadtkommandant konnte durchaus seine Zweifel gehabt haben, denn auf den Straßen Marburgs war selbstverständlich niemand Nazi gewesen. »Das war uns natürlich höchst peinlich. Die waren es alle nicht mehr gewesen. Das ging sehr schnell. Die waren plötzlich anders angezogen, alle Uniformen waren weg, und Abzeichnen gar nicht, und das haben sie alle nur gezwungenermaßen . . . Und der Umschwung ging so schnell, das war ein Witz. So was habe ich noch nie erlebt.«

Nachdem sie monatelang praktisch auf der Straße gesessen hatte, durfte die Familie wieder in ihren Keller zurückkehren, was sie einem »sehr netten Amerikaner« zu verdanken hatten, dem die Verantwortung für das Haus übertragen worden war. Später erlaubte er ihnen auch insgeheim, in den Dachbodenräumen zu schlafen, und schließlich auch, die Toilette anstelle eines Eimers zu benutzen.

Frau Beyme sagte nicht, ob das Verhalten der Amerikaner in irgendeiner Weise von dem beeinflußt gewesen war, was sie über das Schicksal der gerade befreiten Insassen der Konzentrationslager wußten oder erfuhren, oder ob die Soldaten sie gefragt hatten, inwieweit sie etwas vom Holocaust gewußt habe.

Doch ich fragte sie, was sie gewußt hatte. Das Thema kam in unserem ersten Interview zur Sprache, auch in den späteren Jahren, in denen die Beymes mir nicht nur Gastlichkeit, sondern auch Freundschaft boten. Tatsächlich war diese Freundschaft ein Grund, daß ich mich verpflichtet fühlte, Marion Beyme nachdrücklicher als andere Frauen hiernach zu befragen. Wir waren per Du miteinander. Das Du ging mir schwer über die Lippen. Ein anderer Grund, in dieser Frage hartnäckig zu bleiben, war mein Eindruck, daß sie offenbar viel Mühe darauf verwendet hatte, in ihre Seele hineinzuhorchen und über das »Dritte Reich« und ihren eigenen Platz darin nachzugröbeln. Und schließlich: Ich vertraute ganz einfach darauf, daß sie zumindest versuchen würde, die Wahrheit zu sagen.

Dieses Vertrauen wurde bestätigt, als wir gemeinsam ein wenig die Nachwirkungen des Holocaust erlebten. Die Beymes hatten mich in ihr Feriendomizil mitgenommen, ein zweihundertfünfzig Jahre altes Haus in Herrn Beymes Geburtsort in der Eifel (in der Konditorei eines Verwandten flüsterte er mir zu: »Keine einzige der Zutaten ist der Natur geraubt worden.«) Einmal unternahmen wir zusammen mit einem Cousin und dessen Frau einen langen Spaziergang in einem nahegelegenen Wald. Unterwegs gesellte sich der Cousin, scheinbar ein freundlicher Mann, zu Frau Beyme und mir. Er wolle mir etwas erzählen, sagte er, das ihm als Soldat im Zweiten Weltkrieg widerfahren sei. Denn ihn stelle das vor eine Frage, die eine Amerikanerin seiner Meinung nach beantworten könne.

Am Ende des Krieges, so begann er, nahmen amerikanische Truppen seine Einheit in Süddeutschland gefangen. Der amerikanische Kommandant befahl den deutschen Soldaten, ein riesiges Massengrab zu exhumieren und die Leichen nebeneinanderzulegen (Die Amerikaner wollten vermutlich die Toten zählen, identifizieren und wieder beerdigen). Während wir so dahingingen, erzählte der Mann weiter. Wie sie bis an die Hüften in der Leichengrube gestanden hätten. Wie er an einem Körper gezogen und sich die Haut abgelöst habe. Das war das Problem, sie zu bewegen, meinte er; man wollte an einem Arm ziehen und hatte nur die Haut in den Händen. Und dieser Gestank. Wenn man zum Schlafen hineinging, mußte man die Kleidung draußen lassen.

Während der ganzen Zeit sagte er von sich aus kein Wort darüber, wer die Opfer gewesen oder wie sie gestorben sein könnten. Er äußerte sich auch nicht zu der Unmenschlichkeit, die zu dieser Grube des Horrors geführt hatte, und schwieg sich darüber aus, was es für ihn gefühlsmäßig bedeutet hatte, eine solche gräßliche Aufgabe auszuführen. Zugegeben, ich hatte keine Ahnung, was sich in seinem Unterbewußtsein abspielte. Doch an der Oberfläche schien er nichts zu verbergen. Er schien ganz einfach nichts dabei empfunden zu haben. Dann kam er zu seinem Punkt. Seine Freunde hätten ihn ausgelacht und ihm nicht geglaubt, als er ihnen davon erzählte, daß die Haut einfach so von den Armen abging. Ob ich herausfinden könne, welche amerikanische Einheit an der Grube im Einsatz gewesen sei, damit er beweisen könne, daß es stimmte?

Frau Beyme und ich reagierten auf die gleiche Weise – wir waren entsetzt von seiner Geschichte und von der Tatsache, wie kalt er sie erzählte. Ich schlug ihm kühl vor, an das Pentagon zu schreiben.

Dieses Ereignis erneuerte mein Vertrauen zu Frau Beyme (ich nannte sie da schon Marion) und erschwerte es mir, sie nachdrücklich über den Holocaust zu befragen. Trotzdem tat ich es. Aber nichts, was sie sagte, veränderte sich im Lauf der Jahre; es wurde nur deutlicher.

Als wir zum ersten Mal auf dieses Thema kamen, fragte ich sie nach ihrer Reaktion, wenn sie jemanden trifft, der behauptet, nicht gewußt zu haben, »was vor sich ging«. Sie antwortete, daß jeder, der Zeitung las, darüber Bescheid wissen konnte. Ich zitierte eine Frau aus einem Dorf, die gemeint habe, sie hätte weder die Zeit noch das Geld oder die Neigung zum Zeitungslesen gehabt.

»Das muß man ihr schon zugestehen«, sagte sie. »Das kann richtig sein. Und sonst, ich glaube, das ist unterschiedlich. Manchen glaube ich das, denn vieles habe ich selber auch nicht gewußt. Ich habe nie geahnt, daß es so viele Konzentrationslager gibt. Ich hatte gedacht, vielleicht zwei oder drei. Und Einzelheiten über ein KZ habe ich nur durch reinen Zufall erfahren.

Im ›Dritten Reich‹ wohnten wir in einem Doppelhaus. Das gehörte meiner Mutter. Wir wohnten in der einen Hälfte, und in der anderen Hälfte wohnte der Direktor des humanistischen Gymnasiums. Das war ein guter Anti-Nazi, und der hatte viele Freunde, die auch Anti-Nazis waren und in sein Haus kamen. Eines Tages kam ein Freund zu ihm, der aus einem Konzentrationslager entlassen war. Und der hat einiges erzählt. Nicht viel, aber einiges hat er erzählt, und das haben wir dann auch mitgehört. Sonst hätte ich nichts gewußt über Einzelheiten – von all den Grausamkeiten und den ekelhaften Spielen, die man mit ihnen gemacht hat, z.B. wenn es Brot gab. Dann haben die SS-Leute die Stücke Brot, das waren immer so große Brocken, das haben die geschmissen, und die hungrigen Häftlinge mußten die auffangen. Eine ganz demütigende, entwürdigende Sache. Solche Dinge habe ich da gehört.« Sie berichtete, ihr Nachbar habe erzählt, sein Freund müsse lange Zeit in Ketten gelegen haben, da er in einer Haltung stand und schlief, als sei er noch immer gefesselt.

Der Nachbar brachte sich in eine – wie sie es ausdrückte – »gewisse Gefahr«, als er seinen alten Freund bei sich wohnen ließ, und mußte vorsichtig sein, wem er davon erzählte, damit er sie nicht beide gefährdete. Die Nazis hatten es ehemaligen Häftlingen verboten, über ihre Lagererfahrungen zu sprechen. Doch nach Meinung von Frau Beyme war der Nachbar auch nicht ganz und gar ein guter Mensch. »Er war ein sehr kultivierter Mann, der gerne auch ein bißchen seriös aß und lebte.« Er vermißte das gute Leben der Vorkriegszeit. Als er eingezogen wurde zu »irgend so einer Transportstelle in Frankreich«, bediente er sich ungeniert. »Ich habe mich eigentlich über ihn geärgert. Der hat wahnsinnig viele Sachen aus Frankreich hierher geschickt, Unmengen von Tabak und von Fleischdosen und alles so was, und einen schönen jüdischen Leuchter. Das fanden wir gar nicht schön. Die hatten so viel, daß sie uns gebeten haben, ob wir in unserem Keller etwas unterstellen konnten.«

Sie sagte, er habe die Sachen wohl nicht gestohlen, aber eine furchtbare Situation ausgenutzt. »Vielleicht konnte man billig kaufen von den armen Juden, ich weiß nicht, aber ich hätte keinen jüdischen Leuchter kaufen können, auch wenn ich ihn für fünf Pfennig gekriegt hätte. Weil man sich die Geschichte dazu denken kann, nicht? Er war kein Judengegner, und insofern kann man vielleicht sagen, bei ihm war das noch gut aufgehoben, und er hat darauf geachtet und es schön gefunden und wußte, was für eine Geschichte daran hängt . . . *könnte* man sagen.«

Sie konnte es nicht. Doch wenn sie ihn nicht gekannt hätte, so ihr Einwand, hätte sie keinerlei Einzelheiten über die Lager gewußt. »Deswegen kann ich vielen Leuten glauben, daß sie nichts oder nur wenig gewußt haben.«

Herr Beyme, der zu diesem Zeitpunkt bei uns saß, erzählte eine Begebenheit, die die Aussage seiner Frau bestätigte. Er sagte, während des Krieges hätten er und ein paar Soldaten etwas über eine gesperrte Straße bei Weimar herausfinden wollen – nahe des Konzentrationslagers Buchenwald. Sie seien noch nicht einmal an die Sperre herangekommen, als bewaffnete SS-Wachposten sie nachdrücklichst fortgeschickt hätten. Und wenn uniformierte deutsche Soldaten nicht herausfinden konnten, was vor sich ging, fragte er, wie hätte es dann die deutsche Öffentlichkeit können sollen?

Eine Möglichkeit waren Gerüchte, die sogenannte Flüsterpropaganda. Ich fragte Frau Beyme danach. »Die gab es ganz gewiß nicht so häufig. Das hatte es sicher gegeben, doch diese Flüsterpropaganda ist sicher an vielen vorbeigegangen. Es wurde auch nicht gewagt, so was zu sagen. Da mußte man ja Angst haben, wenn man es jemandem erzählt, den man nicht gut kennt. Was er damit macht, mit diesen Nachrichten. Ob er einen sofort anzeigt und sagt, die ist defätistisch, die verhindert unseren Sieg.«

Solcher »Defätismus« konnte ins Konzentrationslager führen.

Frau Beyme sagte, die Informationsquelle ihrer Familie seien in erster Linie die verbotenen Radiosendungen geblieben. Ich fragte, ob sie auch Berichte über Vergasungen beinhaltet hätten. Sie flüsterte: »Das kann ich dir nicht genau sagen. Das weiß ich nicht. Das weiß ich nicht.«

Ich fragte, wann sie etwas erfahren hatte.

»Ich habe so was [Transporte] nicht gesehen und habe die Details bestimmt erst nach der Kapitulation erfahren.«

Meinte sie mit »Details« die Vergasungen?

»Ja. Das hat man sicher schon mal so gehört. Aber wie weit das wahr war, das wußte man nicht. Man hielt vieles für möglich, aber ob das wirklich war – es war beinahe zu schrecklich, um es zu glauben. Und erst nachher, als man Bilder sah, hat man es wirklich geglaubt.«

Ich versuchte, sie darauf festzulegen, wann sie welche Gerüchte gehört habe. Sie antwortete, sie müsse mich enttäuschen, das wisse sie einfach nicht.

Und was genau hatte sie gehört?

»Daß die Juden verschleppt wurden. Erst haben wir das gesehen, haben sie ja arbeiten müssen, Rechtsanwälte oder so, die haben die Schienen von den Straßenbahnen rausmachen müssen.« Und sie fügte leise hinzu: »Und fuhren selbst nicht mehr. Die haben gearbeitet, ganz schwere Arbeit, die sie gar nicht gewohnt waren, die sie schwer verkraftet haben. Und dann wußte man, wenn sie das eine Weile gemacht haben, dann werden sie abtransportiert. In ein Lager. Mehr konnte man sich gar nicht vorstellen.«

Ja, aber die Gerüchte, bohrte ich nach . . .

»Es kommt dir vielleicht unglaublich vor, aber ich habe nicht viel gehört vor dem Ende des Krieges. Es war mehr so ein dumpfes Gefühl, wer weiß, was da Schreckliches mit den Leuten passiert. Aber Einzelheiten habe ich nicht gehört.«

Einzelheiten?

»Naja, ich habe nicht gewußt, wo es Konzentrationslager gibt, wie viele Konzentrationslager es gibt, und was man da eigentlich mit ihnen macht, und auch Vergasungen, das hat sicher lange gedauert, bis ich das wirklich geglaubt habe, gewußt habe.« Sie flüsterte. »Überhaupt davon gehört.«

Sie meinte auch, sie sei unsicher, was sie bereits während des Krieges erfahren habe und was erst danach.

Was hat sie mit ihrem Wissen, worin auch immer das bestanden haben mag, während des Krieges angefangen?

Sie sagte, ihre einzige Zuflucht sei gewesen, ihren Freunden davon zu erzählen und sich gemeinsam mit diesem Wissen herumzuquälen. »Es war schon so weit gediehen, du konntest ja nichts unternehmen, ohne umgebracht zu werden. Es war dann schon zu spät. Wir sind alle zu spät aufgewacht. Beseitigt zu werden, das nützt da ja auch nichts.« Da die deutschen Frauen für ihre betagten Eltern und ihre Kinder verantwortlich und folglich am wenigsten unabhängig gewesen seien, habe man von ihnen auch am wenigsten erwarten können, daß sie ihr Leben riskierten. »Ein Mann hat sich im ›Dritten Reich‹ sagen können: ›Ich kann alles

riskieren, meine Kinder sind ja versorgt.« Die Frau kümmert sich ja um die Kinder. Aber Frauen konnten sich nicht darauf verlassen, daß ein Mann sich um die Kinder kümmert.

Außerdem«, sagte sie, »braucht man viel Mut. Ich meine, es ist ja nicht jeder ein Held. Das, glaube ich, darf man von keinem Menschen erwarten, daß er so mutig ist. Das ist zuviel verlangt.«

Quelle: Alison Owings, *Eine andere Erinnerung: Frauen erzählen von ihrem Leben im »Dritten Reich.«* Aus dem Amerikanischen von Kay Dohnke. Berlin: Ullstein Verlag, 1999, S. 256-82.